

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 19 (1929)  
**Heft:** 52

**Artikel:** Ein Christabend in Saasfee [Schluss]  
**Autor:** Jegerlehner, Johannes  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-647921>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 17.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Ein Christabend in Saasfee.

Erzählung von Johannes Jegerlehner.

2

Der Schein von zwei Laternen fladerte auf der glatten, abschüssigen Dorfstraße über das Brücklein und das Gehänge empor. Schon bald verlor sich der Weg in der Waldlehne und schwenkte um den Berg. Die tapfere Frau in der Mitte, stapften wir rüstig fürbaß auf und nieder, durch den hohen, halb gefrorenen Schnee, gleitend, rutschend, und den Blöcken und dem lastenden Gezweige ausweichend.

Nichts als Stämme und kriechende Büsche, die das Licht streift, Stämme und halb begrabene Legföhren. Den rechten Fuß immer höher als den linken, den knarrenden Schnee unter den Sohlen. Sonst kein Geräusch, immerzu die herz- und atembeklemmende Einsamkeit des Bergwaldes. Still ist es, so still, daß ich das Blut in den Schläfen pochen höre, und wie lang ist die Strede des Nachts, wie mühsam im Winter. Dunkle Stapfen erscheinen, die nach einer verlassenen Hütte spüren. Fern, kaum Nadelgroß flimmert nach einer Weile das erste Lichtlein von Amagell und löst wieder aus, aufgeschluckt von der eisigen Kälte. Sendet wieder Botschaft, daß noch jemand wache im Dorf. Der Wald schiebt sich davor, wir pusten weiter, glitschen, torkeln und schwingen die Laternen. Der Wald dünnt sich, durch die Lichtung schnaubt der Wind, unter dem Druck der Füße lösen sich entfesselte Tannenäste und schnellen in die Höhe.

Das Lichtlein von Amagell ist wieder da und strahlt jetzt ein kräftiges Rot. Ein dumpfes Summen vom Bach herauf nähert sich traulich. Wir überschreiten die Brücke, unter der das Gletscherwasser von Mattmark und dem Monte Moro kaum hörbar dahinzieht. Hier und dort schimmert es fensterhell, die meisten Leute aber sparen das Licht, kauern am schwelenden Küchenherd in der Finsternis oder sind regelrecht zu Bett gegangen, um gegen Mitternacht wieder aufzustehen und zum Christwunder in der Kirche zu pilgern.

Des Weges kundig, schleifte der Doktor um die Häuser und trampelte voran über eine hölzerne Treppe hinauf. Durch die Küche in die Stube. „Guten Abend, Vater Lukas — ihr seid noch auf, Kinder!“ Der Arzt stellte seine Tasche ab. Wir legen Mützen und Jacken aufs Bett. Die Doktorin übergibt jedem der beiden Mädchen ein Paket vom Christkind, das wir unterwegs getroffen hätten. Die Kinderaugen schwellen auf der schönen Hülle und dem blauen Kreuzband. Sie danken, betasten die Geschenke und danken nochmals. Die Hebamme sei bei der Frau unten im Stall, sagt der Schafhirt und klopft die Pfeife aus. Er gehe voran. „Warum wieder im Stall?“ stieß der Doktor unmutig hervor, „Ihr habt doch eine Kammer nebenan.“

„Entschuldigt, aber sie hat es so gewünscht, und bei ihrem Zustand mochte ich nicht dawider sein. Auch im Stall ist es bequem und immer die gleiche Wärme. Kommt nur, ich gehe voran.“

„Sie werden lieber hier bleiben und die Kinder unterhalten“, bemerkte die Doktorin zu mir, und dann leise: „Sonderbar, daß sie im Stall entbinden will, nicht wahr! Aberglaube, wenn Sie wollen, jedoch es mag dem Glauben

ursprünglich die schöne Idee zugrunde liegen, man will für die Geburt nicht besser gebettet sein als die Christmutter in Bethlehem. Dazu noch am heiligen Abend, ich finde es schön, ergreifend.“

Ich war mit den beiden Mädchen allein, Rosalie hatte das Schullesebuch offen auf dem Tisch, hätschelte aber die Pakete und nestelte an dem Ende der blauen Schnur. Marie, die zwei Jahre älter war und dreizehn zählte, strickte an einem Strumpf.

„Habt ihr keine Geschwister?“ fragte ich und setzte mich auf den einzigen, noch freien Stuhl.

„Doch, wir sind sieben, nein, acht Kinder“, verbesserte sich die Kleine. „Mefons und Joseli sind heute zu Tante Ursula gegangen, und die andern vier schlafen beim Onkel David. Das ist, weil der Waldbruder diesen Abend kommt und uns noch ein Brüderchen bringt. Hast du den Waldbruder auch schon gesehen? Er ist alt und lahm und kann nicht mehr die Stiege hinaufhoppeln. Drum legt er das Brüderchen in die Krippe, und die Mutter und die Hebamme warten auf ihn im Stall.“

Eben wollte ich mir überlegen, wie ich vor diesen Kindern das heikle Kapitel von der Menschenwerdung in ein Märchen kleiden und glaubhaft ausmalen könnte. Rosalie war mir zuvorgekommen. Sie fabelte besser als ich.

„Weißt du, der Waldbruder wohnt in der Kummern in einem hohlen Lärch. Er friert erbärmlich und darum ist er unwirsch und böse. Aber der Vater hat den Doktor aus Saasfee kommen lassen, vor dem hat er großen Respekt und wir brauchen uns nicht zu fürchten, gelt?“ Während es einfältig weiterplapperte, sah die Schwester wehmütig lächelnd zu mir herüber. Sie wußte es anders und wollte nichts verraten.

Jetzt entdeckte ich das Weihnachtsbäumchen in der dunkelsten Ecke des Zimmers. Ich holte das Tännchen und stellte es auf den Tisch. Rote Kügelchen schwangen an den Zweigen, die unter dem Gewicht der groben Kerzen schwankten. „Wie hübsch und schmuck, wir wollen es anzünden, und im Glanz der Lichter erzähl' ich euch eine schöne Weihnachtsgeschichte.“

„O ja anzünden!“ rief Rosalie begeistert. „Hast du Feuer?“

„Ihr müßt den Vater um die Erlaubnis fragen“, sagte Marie besonnen. „Er hat gesagt, weil die Geschwister fort seien, warten wir bis morgen. Die Geschichte aber würde ich gerne hören.“ Seufzend nahm sie den Strumpf wieder auf. Was für ein ernstes, frühreifes Mädchen, diese Marie. Schon keine Rünzeln in der Stirne und in den Augen das Grüblerische der denkenden Aufmerksamkeit.

„Die Geschichte, fang an“, bestürmte mich die Kleine und hüpfte zu mir auf den Schoß.

„Wißt ihr, warum wir Weihnachten feiern?“

„Es ist der Tag, an dem Christus der Heiland geboren wurde“, erwiderte Marie wie aus der Schulbank heraus und gab mir unabsichtlich zu verstehen, daß ich anders zu Werke müsse. Nur keine Schule jetzt und kein lehrhaftes Abfragen. Tief in den Grund der kindlichen

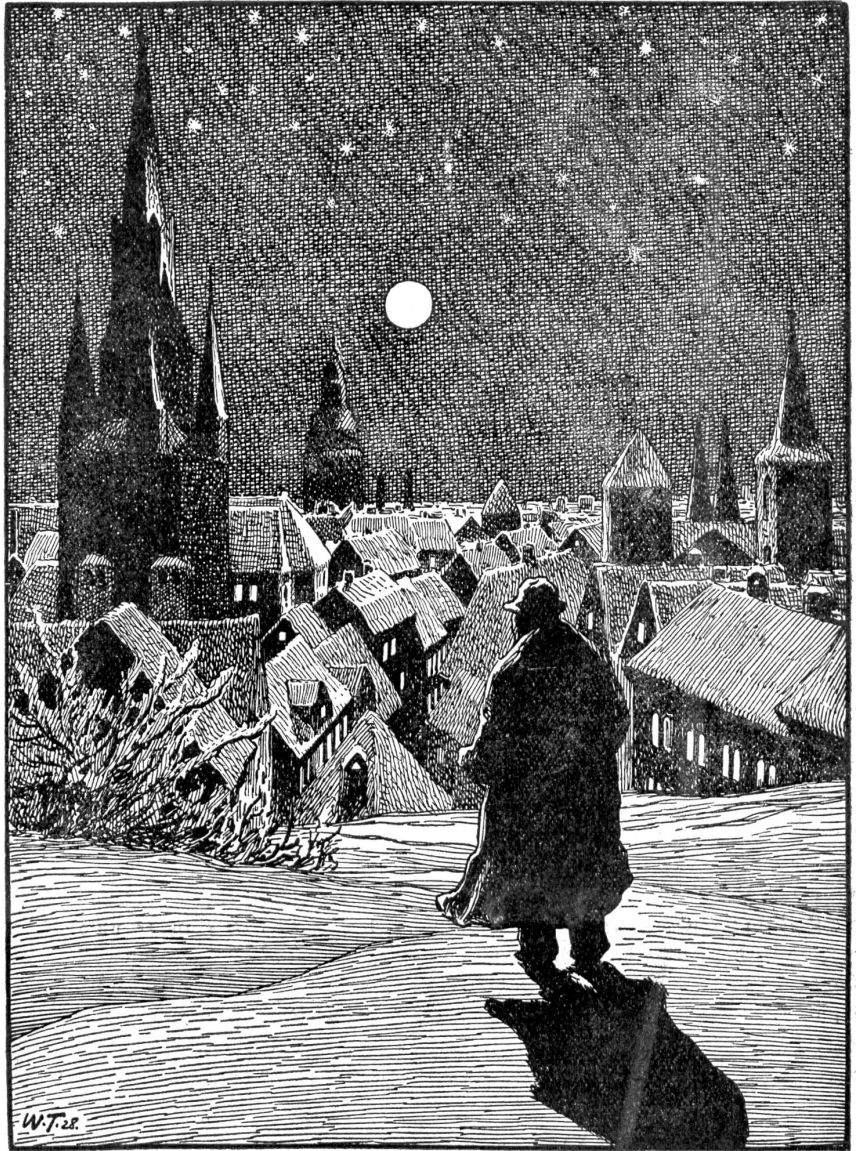
Seele mußt du hinabtauchen und dann bunt und farbig und mit der lautern Schlichtheit des biblischen Textes erzählen.

„So fang doch an“, drängte Rosalie und zappelte ungestüm auf meinen Knien. „Warum fängst du nicht an? Weißt du keine schöne Geschichte?“ Ich sann, überlegte und kugelte die Gedanken, es fiel mir auf einmal so schwer, nach dem Sinn und der Demut dieser einfachen Bergkinder zu plaudern und selber wieder einfach und demütig zu werden. Sie ließen mir aber keine Ruhe mehr, und so begann ich aufs Geratewohl: „Vor vielen, vielen Jahren geschah es, an einem Abend wie heute. Eine böse Krankheit war umgegangen und hatte Menschen und Vieh, groß und klein dahingerafft. Ärzte gab es damals keine und die Tranksaamen und Mittel, die man dem Kranken einlöftele, sie halfen nicht. Kein Kraut war dagegen gewachsen. Da war landauf und -ab große Trauer und Wehklagen. Die Männer und Frauen, die noch aufrecht gehen konnten, traten auf dem Dorfplatz zusammen und berieten, was man gegen die schreckliche Seuche tun könnte. Dicht und schwül war die Luft und sie standen da, verzagt, mit hohlen Augen und erbärmlichen Gesichtern. ‚Es ist alles umsonst, was wir unternehmen‘, jammerte Alex, der Gemeindevorsteher. ‚Es ist Unrat in der Luft, wir müssen alle sterben, morgen, übermorgen. Es ist, als ob der Teufel —‘

Kaum hatte er das schlimme Wort ausgesprochen, so schlug die Glöde im Turm und läutete und sie schauten hin zur Glödestube. ‚Was ist das‘, murmelten sie, ‚sie läutet nicht wie sonst. Hört ihr’s, hört ihr’s? Sie hat uns jeden Tag zum End’ und nur zum End’ geflungen, jetzt dieser helle Ton, wie Freude.‘

‚Seht ihr das Licht?‘ rief einer, ‚das ist in der Kummern beim Waldbruder.‘ — ‚Das Licht, das Licht‘, wiederholte die Schar. ‚Vorwärts zum Waldbruder!‘ schrien sie, ‚er ist gut, er ist weise, er kann mehr als wir alle zusammen, er muß uns aus der Not befreien.‘

Als sie den Berg hinaufkamen, wurde es hell und heller gegen die Kummern, fast wie am Morgen, wenn die Sonne hinter den Bergen emporsteigt. Alex, der mühsam nachhumpelte, er spürte wieder sein Blut und die starken Knochen, die ihn trugen und jagten. Er fühlte, wie bei jedem Schritt alles Kranke und Brethafte von ihm fiel wie Lumpen und Feden. Wie neugeboren, gesund war er geworden und mit ihm die übrigen in dem Haufen, die Glauben und Hoffnung verloren hatten. Sie liefen wie die Jungen den Berg hinan, dem großen Schein entgegen. Ei, sind dort nicht Hasen und Füchse friedlich beieinander, sieh, dort ein Reh und daneben den Wolf am Waldes-

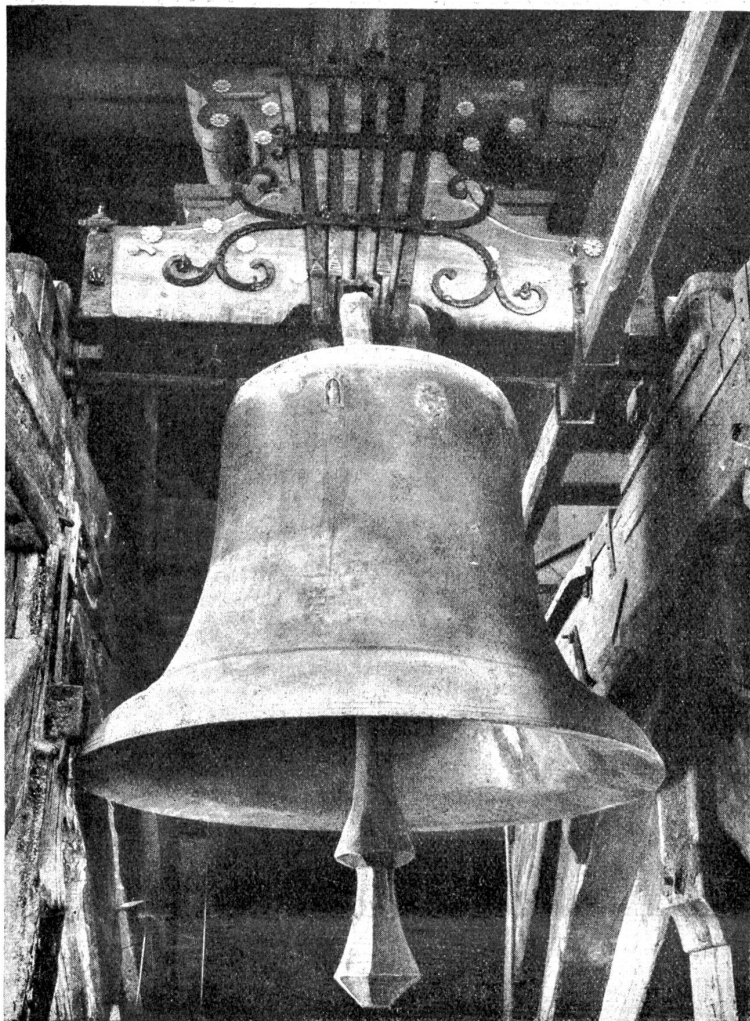


Markt und Straßen stehn verlassen.

Federzeichnung von W. Thiele

saum, wie sonderbar. Sonst grimme Feinde, sind sie jetzt wie Kameraden. Die kleinen Vögel zwitschern wie im Frühling. Die Krähen sitzen vergnügt auf dem Lattenzaun in einer Zeile, und da sie nur häßlich krächzen können und keine das Vogelkonzert stören möchte, putzen sie ihre glänzenden Federn und schmücken sich wie zu einem großen Feste. Wie seltsam, wie sonderbar! Lind und erquickend wehen die Lüfte, und die Leute dachten nicht mehr an den Waldbruder und warum sie weggegangen waren. Alle schauten sie nach der Hütte in der Kummern, der das Licht entströmte, blieben stehen und fürchteten sich. Nur Alex hatte keine Furcht. Mutig trat er vor, ging auf die Hütte zu und stieß bedächtig die Stalltür auf. Die andern sahen, wie der Lichtschein aus dem Stalle quoll und ihn wie eine Sonne überflutete. Er kam zurück langsamen Schrittes, streckte die Arme gen Himmel und schlug an seine Brust. ‚Was hast du gesehen, erzähl‘, erzähl!‘ riefen die Gefellen und umstanden ihn furchtsam. — ‚Etwas Großes, Wunderbares hat sich zugetragen. Auf dem Stroh liegt eine schöne Frau und der Mann gab ihr zu trinken und in der Krippe ein neugeborenes Kind, von dem das Licht ausstrahlt...‘





Die Bürgerglocke im Berner Münster aus dem Jahre 1403.  
Aus „O mein Heimatland“, Verlag Dr. Gustav Brunau, Bern.

„Wie bei uns“, sagte Rosalie wie verzaubert, „die Mutter ist auch im Stall und das Brüderchen wird in der Krippe liegen.“ Ein warmes Lächeln auf dem Gesicht, warf Marie einen Blick zu mir und zu dem Schwesterchen.

„Nur höret weiter: Ganz verwirrt starrten die Männer und Frauen hinüber zu der Hütte und fielen wie geblendet auf die Knie. Von dem Dach der Hütte stieg eine Leiter himmelan und vom offenen Himmel herunter klangen die Engel zur Erde nieder, Sprosse um Sprosse, alle schneeweiß und sie sangen: Fürchtet euch nicht —“

„Der Waldbruder, ich höre den Waldbruder“, brach es kläglich aus dem Munde Rosalies, „der Wald —“ zitternd umklammerte sie meinen Arm.

„Dummes Meitschi“, grollte Marie, ärgerlich ob der Unterbrechung, „der Waldbruder rührt dich nicht an, er muß ja unten bleiben, er ist ja krüppelfüßig und hat — und hat —“ Ein langgezogener Schmerzensschrei aus der Tiefe, senkrecht zu unseren Füßen, zischte wie ein eiskalter Wasserstrahl empor, daß die Kinder schauernd erbleichten. Jetzt lautes Wehzen und Stöhnen, immer wieder, unaufhörlich, erbarmungslos. Am ganzen Leibe bebend, hängten sich die Kinder an mich und suchten Hilfe und Zuflucht. Ich umschlang die Kleine und würgte an einem Wort der

Ablenkung, des Trostes. Schluchzend warf Marie sich über den Tisch, „die arme, arme Mutter“, und barg den Kopf zwischen den Ellbogen.

„Was macht er der Mutter?“ stammelte Rosi. „Geh doch und hilf. Was macht der Waldbruder?“

„Nichts, nichts“, versuchte ich zu beruhigen und trug das Kind mit dröhnenden Schritten in der Stube herum, wie ein Kleines, das man beschichtigen will. Es entwand sich meinen Armen, rannte entsetzt von einem Winkel in den andern, verschloß die Tür, kroch unter das Bett und da blieb es, auf keinen Zuspruch mehr hörend, ich mochte bitten und flehen, es solle doch wieder hervorkommen und mir vertrauen. Die Wehstöße der Mutter im Stall, sie fuhren mir selber durch Mark und Gebein und ich schritt die Diele auf und ab, um die Schmerzensausbrüche zu übertönen, und dann wieder behutjam, um durch mein Gepolter die Entbindung nicht zu stören. Setzte mich neben Marie an den Tisch, die sich nicht rührte, und wartete in qualvoller Bedrängnis endlose Minuten, eine Viertelstunde, beschattete mit einer Zeitung die Lampe, und als es unter uns ruhiger wurde und auch unter dem Bett ganz still geworden war, schob ich unhörbar den Türriegel zurück, zog ebenso sachte das Bett von der Wand und hob das Kind an meine Brust. Es war eingeschlafen und schlummerte auf meinen Knien weiter, und bald hörte ich nur noch ein tiefes Geschnäufel. Bringe ich die Mädchen zu Bette, so werden sie unter meinen ungewohnten Händen aufwachen. Recht so, recht, sie sollen schlafen, wie sie sind. Ich stützte den Kopf auf den Arm, die Stubenwärme schloß auch mir die Augen und ich duselte hinüber in ein brodelndes Nebelmeer.

Auf einmal fuhr ich in die Höhe. Die Frau des Arztes war ins Zimmer getreten. „Ich will die Kinder niederlegen“, flüsterte sie, „und dann gehen wir.“

„Wie ist's gegangen?“ stotterte ich.

„Eine schwere Zangengeburt, doch Gott sei Dank sind Kind und Mutter am Leben.“ Wir trugen die Mädchen aufs Lager und bald waren sie entkleidet und Seite an Seite geborgen. Wir rafften unsere Sachen zusammen und stiegen hinunter zum Stall.

„Sie müssen noch hineinsehen“, sagte sie und öffnete die Stalltür.

Auf Stroh und Decken gebettet und bis an den Hals zugedeckt, lag die Wöchnerin mit halb geschlossenen Lidern. Ein altes, welkes Gesicht, über das ein Schein der Beklärung ausgebreitet war, des Mutterglüdes, nachdem sie ihr großes Werk vollbracht hatte. An ihrem Haupte kniend, fühlte der Arzt den Puls, und die Hebamme, eine kleine, gebuckelte Greisin mit filzigen Haarsträhnen, leuchtete mit der Laterne und winkte mir, an die Krippe zu treten und das Neugeborene in Augenschein zu nehmen. Ich tat es, wie man etwas Kostlichem, Unfaßbarem sich nähert, und von Ehrfurcht ergriffen, betrachtete ich das kleine Wesen, während meine Gedanken hin und wider schweiften von

dieser Hirtenhütte weg zu der andern in Bethlehem. Neben mir schnaufte die Kuh, und aus dem Halbdunkel glühten die Augen der Ziegen und Schafe, und mir schien, grad' so mühte es auch in jener wunderbaren Nacht um Maria und Joseph in Bethlehem gewesen sein.

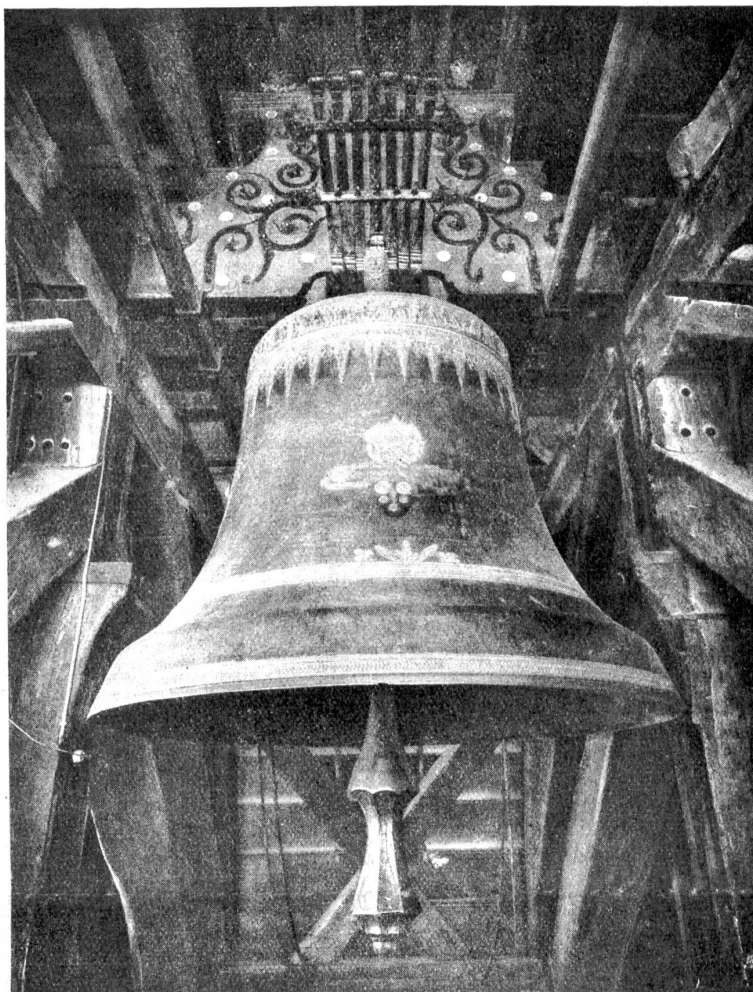
„Es kam acht Tage zu früh“, brummte der Mann, der an der Mauer lehnte und die Hände faltete, „aber sie wollte ein Christkind haben.“

„Noch ein Rastlein, und dann gebe ich ihr wieder einen Löffel Weinwarm“, sagte die Geburtshelferin, „ihr aber geht jetzt in die Stube hinauf, und du, Lukas, sorg' für Speise und Trank, etwas Rechtschaffenes.“

Wir lehnten dankend ab. Indessen der Arzt noch einiges mit dem grauen Weiblein besprach, schnürten wir draußen die Windjacken um den Leib, stülpten die Mützen auf und bald war auch der Doktor reisefertig. „Morgen werden Mutter und Kind in die Stube hinaufgetragen. Was meinst du, Hermann, wird sie es überstehen?“

„Sie wird noch das zwölfte zur Welt bringen“, erwiderte der Arzt bestimmt, „das ist eine Zähblütige und einen Willen hat sie wie von Eisen. Du könntest dem armen Buschi zu Gevatter stehen. Christkinder, heißt es, sind wie das Wipfelreis am Baum, sie wachsen immer obenaus.“

Hangauf und -nieder ging es, in umgekehrter Richtung und je nach der Laune des Weges, der keiner war. Der Wald umdunkelte uns, seltsam getönt von den blassen Streifen der Windlichter. Ein kloßiges Gespenst hellt unversehens auf zu einem harmlosen Holzhaufen, eine sperrende Wand zerfließt in eine offene Biegung, ein wilder Geselle schreit uns an, Torheit, es ist die verschönderte Rinde einer Lärche. Raufreif überrieselt die Schultern, das Gesicht, die Hände, und nun hebt ein leises Singen an wie von Gloden, die tief aus der Erde herauftönen, dann wie Gesang aus den Bäumen. „Die Meßgloden von Amagell“, sagt die Doktorin über ihre Achsel zurück, „und jetzt, jetzt, hört Ihr die von Saasgrund?“ Die Luft ist kalt und beißend und nichts Unheimliches mehr darin. Unwirklich erschwimmern die Tannen, fast wie am Tage, und doch ist noch tiefe Nacht. Zwischen den Wipfeln wird es licht, es glitzert im Geäste, ob von den Sternen oder dem Mond, der sich durch eine Wolke geschoben hat und nun in der Simmelsweite schwimmt, oder von den Augen, die heller sehen, wer weiß? Mit den Glodentönen, die uns suchen und wie ein süßer Hauch umspülen, befängt mich die Erinnerung an die Jugendzeit, und die Frau vor mir und ihr Gatte an der Spitze, sie sind wie ich weit, weit entrückt. Die Gloden sind verklungen. Mit unsern Füßen aber läuft die Erinnerung ab und auf und schwingt sich über die Mühseligkeit des Pfades in Kindheitsträume, die von Jubel und knisterndem Reis erklingen. Man möchte zurück in das versunkene Land, für einen Augenblick nur, um die Worte an diejenigen zu richten, die damals waren und jetzt nicht mehr sind: Verzeiht mir, ich habe euch ja so lieb, so lieb.



Die große Glocke im Berner Münster, die größte Glocke der Schweiz.  
Aus „O mein Heimatland“, Verlag Dr. Gustav Brunau, Bern.

So sind wir zu der Stelle gekommen, wo der Berg nach Saasfee zurückweicht. Wir traten auf eine Felsklippe abseits, eben als die Gloden die Mitternachtsmesse ausläuteten. Zuerst die im Grund und dann die im Dorf gegenüber und in unserm Rücken, vom Wind hergeweht, die Klänge von Amagell. Alle drei standen wir zusammen und schwiegen, weil wir horchen mußten und schauen, schauen, wie die Lichtlein der Kirchgänger die Halden hinauffrohen und den Kapellenweg hinunter, drei, vier, sieben, mehr und mehr, dem großen Licht entsifernd, das die Bogenfenster der Dorfkirche noch erleuchtete. Wie sie langsam, langsam höher schwebten, eine lange, lose gegliederte Kette, stetig und schwächer wurden und in den dunklen Falten des Berges ertranke.

Auf die Scheitel der weißen Berge aber neigen sich die Aeste des himmlischen Lichterbaumes, Stern an Stern und weihen die Nacht, die heilige Nacht, und es ist, als ob der Gröfste unter ihnen mit den Zungen der Engel redete, wie vor bald zweitausend Jahren. Ein stilles Feuer, das an der Krippe von Amagell sich entzündet hatte, es stieg jetzt groß und warm in mir auf und wir standen noch näher zusammen und hoben die Stirne in den Glanz und die Klarheit und die Weihe der göttlichen Sternennacht.

— Ende —